

## Sinn und Eigen-Sinn.

### Medienphilosophie in buchwissenschaftlicher Sicht

ERNST FISCHER

#### I.

Kann eine vergleichsweise junge Disziplin, die sich ihrem Gegenstand vorzugsweise historisch oder empirisch zu nähern gewohnt ist und die im Bereich ihrer eigenen Theoriebildung und Methodenreflexion noch große Aufgaben zu bewältigen hat, sich produktiv in einen philosophischen Diskurs einbringen? Vielleicht trifft es ja zu, dass,

»wer Medienphilosophie betreiben will, immer auch angewiesen [ist] auf die Arbeiten und Erkenntnisse derer, deren wissenschaftlicher Gegenstand die Medien selber sind: Medienphilosophie wäre – wie andere philosophische Teildisziplinen auch – nicht zu denken ohne den Austausch mit dem in den verwandten wissenschaftlichen Disziplinen erarbeiteten Erkenntnisstand und Methodenapparat.«<sup>1</sup>

In diesem Fall wird sich die Buchwissenschaft, schon zum eigenen Vorteil, einem solchen Austausch nicht entziehen wollen.

Die Buchwissenschaft, die sich im Blick auf die kulturstiftende Funktion des Buches als Kulturwissenschaft und mit gleichem Recht auch als eine Medienwissenschaft verstehen kann, hat einen ihrer Ursprünge in der ›Buchkunde‹, im 19. Jahrhundert noch im Rang einer historischen Hilfswissenschaft. Mit guten Grund hat die inzwischen zu einer autonomen Disziplin herangewachsene Buchwissenschaft dieses auf das Materialobjekt gerichtete buchkundliche Interesse nie preisgegeben, allen Erweiterungen und Wandlungen des Gegenstandsbereichs und der Methodenorientierung zum Trotz. In der Tat ist für sie das Buch immer nur als ein Einheit von Inhalt und Form, Gehalt und äüße-

1. Stefan Münker: »After the Medial Turn. Sieben Thesen zur Medienphilosophie«, in: Stefan Münker/Alexander Roesler/Mike Sandbothe (Hg.), *Medienphilosophie. Beiträge zur Klärung eines Begriffs*, Frankfurt/Main: Fischer 2003, S. 16-25, hier S. 21.

rer Gestalt von Belang, als Gestaltungsobjekt, auch als Ware. Dieser gewisse Pragmatismus der Betrachtungsweise kann in mancherlei Hinsicht auch dem Philosophieren über das Medium Buch zugute kommen.

Wenn es darum geht, einen philosophischen Diskurs über Medien zu etablieren, wird daher die Buchwissenschaft zunächst einmal ihre Erfahrungen anbieten, die sie in der Auseinandersetzung mit der Materialität des Buches gewonnen hat. Roger Chartier, einer der international prägnantesten Vertreter des Fachs, stellte zu diesem Erfahrungsbereich fest: »Tatsächlich affiziert jede Form, jeder Träger, jede Übermittlungs- und Rezeptionsstruktur der Schrift ihren möglichen Gebrauch und ihre möglichen Interpretationen.«<sup>2</sup> Buchhistoriker hätten sich vielfach bemüht, »diese Sinneffekte der Formen auf verschiedenen Stufen genauer zu bestimmen«. Das Ergebnis sei jedesmal dasselbe gewesen: »Die Bedeutung oder, eher, die historisch und sozial unterschiedlichen Bedeutungen irgendeines Textes können von den materiellen Gegebenheiten nicht getrennt werden, die ihn seinen Lesern zum Lesen vorlegen.« Der Transfer des schriftlichen Erbes in ein anderes Medium, zum Beispiel ein Bildschirmmedium, berge ungeheure Möglichkeiten, tue aber den Texten auch Gewalt an; diese würden »von den Formen getrennt, die ihre historischen Bedeutungen mitkonstituiert haben.«<sup>3</sup> Damit sei die Gefahr verbunden, dass das Verständnis für jene Textkultur verloren gehe, die mit der besonderen (Codex-)Form des Buches verbunden sei; die Ordnung der Diskurse müsse stets in ihrer Bindung an die zeitgenössische ›Ordnung der Bücher‹ betrachtet werden. Auf der Grundlage dieser lange gewachsenen Sensibilität für das Wechselverhältnis von Text und Präsentationsform hat buchwissenschaftliche Forschung ein Spezialistentum entwickelt nicht nur hinsichtlich der stofflichen und strukturellen Bedingtheiten von Informationsspeicherung und -verbreitung, sondern – wie im Folgenden zu zeigen sein wird – auch hinsichtlich der Eigenbedeutung oder des Eigen-Sinns von Medien, wie er der jeweiligen Beschaffenheit der Medien entspringt.

Neben Buchkunde ist Buchgeschichte ein Ursprungskern des Fachs. Moderne Buchwissenschaft lenkt ihren Blick allerdings nicht isoliert auf das klassische (geschriebene oder gedruckte) Buch, sondern auch auf die medien- und kommunikationsgeschichtlichen Kontexte, in denen das Medium Buch eingebettet war und ist. Sie beobachtet den Gebrauch von Medien in der Lebenswelt der Menschen aller Epochen, wobei neben den Formen und Vorformen des Buchs auch andere Informationsträger Berücksichtigung finden. Auch die Neuen Medien,

2. Roger Chartier: »Die geschriebene Botschaft und ihre Rezeptionen. Vom Codex zum Bildschirm«, in: *Neue Rundschau* 106/3 (1995), S. 117-131, hier S. 126.

3. Ebd., S. 127.

speziell das Internet, gehören zum Gegenstandsfeld des Fachs, und es ist nicht zu übersehen, dass gerade die Auseinandersetzung mit den aktuellen Informations- und Kommunikationstechnologien neue Perspektiven auf weit zurückreichende Entwicklungszusammenhänge freigelegt hat. Der Buchwissenschaftler würde aufgrund dieser positiven Erfahrungen dazu tendieren, Medientheorie und auch Medienphilosophie im Blick, mindestens im Seitenblick auf Mediengeschichte zu diskutieren. Die Medienevolution der letzten viertausend Jahre lässt sich als fortschreitende Entfaltung des Sinns und Eigen-Sinns von Medien betrachten: Historische Phänomene des Medialen erweisen sich als eine unerschöpfliche Quelle von Einsichten in Funktions- und Wirkungszusammenhänge, die auch für die Formulierung medienontologischer Fragestellungen hilfreich sein können.

## II.

Mit dem Verweis auf die Rückbindung aller Sinnvermittlung auf materielle Substrate scheint die Buchwissenschaft inzwischen offene Türen einzurennen. Dass dieses Interesse mit aktuellen Positionen innerhalb der noch in statu nascendi begriffenen Medienphilosophie konvergiert, legen jedenfalls die Beiträge in dem kürzlich erschienenen Band *Medienphilosophie. Beiträge zur Klärung eines Begriffs*<sup>4</sup> nahe, in denen der Aspekt einer Verknüpfung von Sinn und materiellem Sinnträger durch das Medium thematisch wird. So etwa bemerkt Alexander Roesler, die wichtigste Rolle des Mediums bestehe darin, »den ›Gegenstand‹ durch die Relation, die es zu ihm unterhält, an etwas Körperliches ›anzubinden‹«<sup>5</sup>, denn: »Ohne Medium gibt es keine Bedeutung. Es ist die ›Schaltstelle‹, die zwischen einem ›Gegenstand‹ und einem Interpretanten vermittelt, indem sie beide miteinander in Relation setzt. [...] Es ist das Medium, welches in seiner Materialität und durch den Prozess, als dessen Teil es seine Vermittlung erfüllt, diese flüchtigen Wesen an etwas Festes bindet.«<sup>6</sup> Andere Beiträge des Bandes äußern sich in ähnlicher Weise.

Es scheint also einen sehr weitgehenden Konsens darüber zu geben, dass Prozesse der Sinnkonstitution nicht unbeeinflusst von den Formen der materiellen Repräsentation von Sinn ablaufen. Weniger ausgeprägt ist der Konsens aber hinsichtlich der Frage, wie man sich die Einwirkung des Mediums auf Bedeutungsgehalte vorzustellen hat,

4. S. Münker/A. Roesler/M. Sandbothe (Hg.): *Medienphilosophie* (Anm. 1).

5. Alexander Roesler: »Medienphilosophie und Zeichentheorie«, in: Münker/Roesler/Sandbothe (Hg.), *Medienphilosophie* (Anm. 1), S. 34–52, hier S. 45.

6. Ebd., S. 48.

und durchaus umstritten ist auch die Frage, ob, wodurch und in welcher Weise Medien die Denkformen des Menschen selbst determinieren. Gerade diese letztere Frage darf besondere Aufmerksamkeit beanspruchen: Da Philosophie das Denken selbst, die Bedingungen seiner Möglichkeit, zum Thema hat, wird medienphilosophische Reflexion über diesen Problemaspekt am wenigsten hinweggehen dürfen.

Übertragen oder erzeugen Medien Sinn? Die von Sibylle Krämer gestellte »Gretchenfrage der Medientheorie« modelliert das zentrale Problem in wünschenswerter Deutlichkeit heraus.<sup>7</sup> In ihrer Antwort unterscheidet Krämer die »traditionell geisteswissenschaftliche« Auffassung von der »Sekundarität des Medialen« (die stärker von der Vehikelfunktion des Mediums ausgeht, von Medien als materiellen Realisierungsbedingungen symbolischer Sinn-Gehalte) von einer »(eher kulturalistisch inspirierten) Auffassung vom ›Primat des Medialen‹«, derzufolge es kein Außerhalb von Medien gebe. Die von Krämer aufgespannte Alternative ist nur bedingt ernst gemeint, denn es führt heute kein Weg zurück in die Annahme einer reinen Sinnsphäre, die von ihrer medialen Repräsentationsform sauber getrennt betrachtet werden könne und von dieser unbeeinflusst bliebe, schlimmstenfalls bloß kontaminiert werde. Längst schon ist das naive Modell, Medien ›transportierten‹ eine ›Botschaft‹ vom ›Sender‹ zum ›Empfänger‹, der Einsicht gewichen, dass beim Adressaten eine Botschaft nur aufgrund von dessen sinnkonstituierender Eigentätigkeit entsteht. Selbstverständlich kann der ›Sender‹, das Subjekt, nicht sicherstellen, dass der intendierte Sinn im Akt der Kommunikation erhalten bleibt. Dennoch kann das Ergebnis des Rezeptionsvorgangs nicht als beliebig angesehen werden. Diese rezipientenorientierte Sichtweise von Kommunikationsvorgängen muss nicht zwangsläufig in radikalkonstruktivistische Deutungen münden, doch selbst aus konstruktivistischer Sicht entsteht der beim Empfänger generierte Sinn nicht unabhängig von der ›Senderinformation‹ und den Übertragungsmodalitäten. Die Aufgabe, die technisch-materiellen Bedingungen von Medienkommunikation zu analysieren, erübrigt sich also in keinem Falle.

Wahr ist, dass wir gewöhnlich unsere Aufmerksamkeit auf das richten, was Medien vermitteln, »ob wir dies nun ›Gehalt‹, ›Botschaft‹ oder ›Sinn‹ nennen.«<sup>8</sup> Ob deswegen Medien bloß »in Latenz« wirken und so »der blinde Fleck in unserem Wahrnehmen und Kommunizieren« bleiben,<sup>9</sup> darf jedoch bezweifelt werden. Sehr wahrscheinlich ist

7. Vgl. Sibylle Krämer: »Erfüllen Medien eine Konstitutionsleistung? Thesen über die Rolle medientheoretischer Erwägungen beim Philosophieren«, in: Munker/Roesler/Sandbothe (Hg.), *Medienphilosophie* (Anm. 1), S. 78–90, hier S. 80.

8. Ebd., S. 81.

9. Ebd.

ihre Wirkung am intensivsten, wenn sie uns vergessen lassen, dass es Medien sind; faktisch jedoch sehen wir uns immer wieder damit konfrontiert, dass Medialität selbst zum Ereignis gemacht werden soll, in der Inszenierung von Büchern ebenso wie in Bild- oder elektronischen Medien. Ob unterhalb oder oberhalb der Schwelle unserer Wahrnehmung: Auszugehen ist in jedem Falle von einer Mit-Wirkung der Medien an ihrer ›Botschaft‹. »Medien sind die ›historische Grammatik‹ von Formen, Werken, Sinngehalten etc., die durch kulturelle Praktiken entstehen«<sup>10</sup>, heißt es bei Krämer, und weiter: »Medien phänomenalisieren und machen also eine Bezugnahme möglich. Doch indem Medien ›erscheinen lassen‹, wird das, was dabei erscheint, zugleich transformiert, manchmal auch unterminiert.«<sup>11</sup> In der Medialisierung von Sinn entsteht demnach immer auch ein ›Überschuss‹. Damit scheint klar: »Die Skylla des bloßen ›Medien-sind-sekundär-Ansatzes‹ und die Charybdis des ›Medien-sind-primär-Ansatzes‹ kann genau dadurch vermieden werden, dass gezeigt wird, wieso Medien im Akt der Übertragung dasjenige, was sie übertragen, zugleich mitbedingen und prägen. Es ist die Idee der ›Verkörperung‹ als eine kulturstiftende Tätigkeit, die es erlaubt, ›Übertragung‹ als ›Konstitution‹ auszuweisen und zu begreifen.«<sup>12</sup> Verkörpert werde nun allerdings nicht etwas, was zuvor jenseits des Mediums gegeben gewesen wäre und sich nun materialisiert, sondern es wird stets von einem Medium ins andere transformiert. Medialität wäre demnach immer nur als Intermedialität zu denken.

Was Sibylle Krämer unter allen Umständen zu vermeiden sucht, ist ein Zwei-Welten-Modell der Medienkommunikation: »Das Wesentliche ist nicht unsichtbar, also hinter den Phänomenen gelegen. Was wesentlich ist, zeigt sich. Medien sind immer Medien des Erscheinenlassens.«<sup>13</sup> Eine diametral entgegengesetzte Position hat vor kurzem Boris Groys in einer *Phänomenologie der Medien* vertreten: Für ihn stehen die Medien unter dem Generalverdacht, »dass sich hinter der sichtbaren und erfahrbaren Oberfläche der Welt etwas verbirgt, das sich dem beobachtenden und begrifflichen Zugriff des Menschen entzieht und für ihn bedrohlich sein könnte.«<sup>14</sup> Groys zufolge ist dieser »medienontologische Verdacht im phänomenologischen Sinne ›objektiv‹, weil er sich bei der Betrachtung der medialen Oberfläche »notwendigerweise« einstelle: »Wir sind als Medienbetrachter schlicht und einfach außerstande, in den Medien etwas anderes zu sehen als Orte der verborgenen

10. Ebd. (Hervorhebung im Original)

11. Ebd., S. 83. (Hervorhebung im Original)

12. Ebd., S. 84f.

13. Ebd., S. 89.

14. Boris Groys: *Unter Verdacht. Ein Phänomenologie der Medien*, München: Hanser 2000, S. 54.

Manipulation.«<sup>15</sup> Allerdings: Wenn sich tatsächlich dieser Verdacht »wissenschaftlich objektiv, beschreibend weder bestätigen noch widerlegen lässt« und also eine Realität und Wahrheit eigener Art bildet, wird man von solcher Medien-Metaphysik in allen weiteren Überlegungen getrost abstrahieren dürfen.

Schon eher zutreffend erscheint Groy's Befund, wonach die Dichotomie »auktoriale Intention versus anonyme Botschaft des Mediums« den aktuellen medientheoretischen Diskurs in einem hohen Maße bestimmt.<sup>16</sup> Denn hier handelt es sich tatsächlich um nichts anderes als um eine Version des in unterschiedlichsten Varianten umlaufenden Diktums Marshall McLuhans ›the medium is the message‹. Die heute bis zum Überdruß zitierte Formel zielte bereits auf den seinerzeit noch kaum beachteten Umstand, dass im Mediengebrauch der intendierte Sinn einer ›Botschaft‹ begleitet, konterkariert oder jedenfalls überlagert wird von einer zweiten Botschaft, der des Mediums selbst. Wenn auch McLuhans mehr geistreich-assoziativer als konsistenter Denkstil und seine Tendenz zur diffusen Ausweitung seines Ansatzes auf schlechthin alle Artefakte des Menschen zu einer direkten Auseinandersetzung mit seinen Ideenkaskaden kaum noch einladen, so stellt namentlich seine Grundthese, dass Medien als ›Organe‹ der Wahrnehmung längerfristig den wahrnehmungsphysiologischen Apparat der Mediennutzer beeinflussen und formen, bis heute eine fruchtbare Denkanregung dar. Allerdings zeigt sich auch hier mancher Einwand oder Widerspruch.

So etwa polemisiert Matthias Vogel gegen McLuhans »unverständlich einflussreiche Überlegung, Medien als künstliche Ausweitungen des Menschen zu verstehen.«<sup>17</sup> Nun lässt sich diese Überlegung nicht schon durch die skeptische Bemerkung vom Tisch wischen, man gewinne bei der McLuhan-Schule »den Eindruck, Medien seien etwas, das wesentlich der Welt der Dinge angehört.«<sup>18</sup> Gegenüber solchen Verkürzungen wird man festhalten müssen: Selbstverständlich gehören Medien der Welt der Dinge an, und eben diese Eigenschaft ist ihnen wesentlich. Plump pragmatistische Einwände, wonach dann Musik als vibrierende Luft aufzufassen sei, ändern daran nichts und können ohne weiteres übergangen werden. Wenn im übrigen wirklich die Gefahr besteht, dass man der noch jungen Medienphilosophie »implizite Technik-, Materialitäts- bzw. Hardware-Zentriertheit vorwerfen kann und

15. Ebd., S. 52.

16. Ebd., S. 97.

17. Matthias Vogel: »Medien als Voraussetzungen für Gedanken«, in: Munker/Roesler/Sandbothe (Hg.), *Medienphilosophie* (Anm. 1), S. 107-134, hier S. 109. – Medien werden bei McLuhan vor allem als Ausweitungen des menschlichen Zentralnervensystems verstanden.

18. Ebd., S. 110.

wird«,<sup>19</sup> so sollte man im Gegenteil sogar die Forderung erheben, dass auch Fragen einer ›Technikphilosophie‹ wieder stärkere Beachtung finden, wie dies im 19. Jahrhundert bei Ernst Kapp und seiner – McLuhan vorwegnehmenden – These von Technik als einer »Organprojektion« schon einmal vielversprechend der Fall war.<sup>20</sup>

Doch selbst wenn man mit Matthias Vogel dafürhält, dass Medien »nicht primär Dinge, Instrumente, Werkzeuge oder Materialien« sind, sondern »Tätigkeitstypen, die in einer kommunikativen Praxis etabliert sind und tradiert werden«,<sup>21</sup> so wird dadurch die Materialitätskomponente nicht grundsätzlich in Frage gestellt. Mit einigem Recht wird in der Debatte immer wieder auf die Verwandtschaft der medienphilosophischen Fragestellung mit der sprachphilosophischen hingewiesen; und sogar für Sprache gilt ja: »Es gibt keine Sprache außerhalb ihrer gestischen, stimmlichen, schriftlichen oder technischen Artikulation.«<sup>22</sup> Sprache ist nur über ihre Performanz, ihre Konkretisierung zugänglich. Es bleibt also dabei: Zeichenträger, die der Speicherung und Übertragung von Information dienen, sind materiell, gegenständlich, dies gilt für Steininschriften oder Bücher ebenso wie für Film, Foto oder Computer. Diese materielle Dimension von Medien ist nun aber keineswegs eine sinnlose, nicht-semantische. Sie entwickelt einen Eigen-Sinn, und dieser Aspekt sollte in medienphilosophischer Betrachtung nicht ausgeklammert bleiben.

### III.

Wenn es richtig ist, dass Medien genau dann zu einem philosophischen Problem werden, wenn ihre Verbreitung und Verwendung unser Selbst- und Weltverhältnis verändern,<sup>23</sup> dann trifft dies auf unsere Gegenwart sicherlich in besonderer Weise zu. Ohne Frage waren es die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien, die einen Reflexionsdruck erzeugt haben, dem sich nicht zuletzt die Debatte um die Konstituierung einer Medienphilosophie verdankt: »In der Tat haben uns erst die Neuen Medien die Augen für *Medialität überhaupt* geöffnet

19. Stefan Weber: »Under construction. Plädoyer für ein empirisches Verständnis von Medienepistemologie«, in: Münker/Roesler/Sandbothe (Hg.), *Medienphilosophie* (Anm. 1), S. 172-184, hier S. 180.

20. Vgl. Peter Fischer (Hg.): *Technikphilosophie. Von der Antike bis zur Gegenwart*, Leipzig: Reclam 1996, bes. S. 193ff.

21. M. Vogel: »Medien als Voraussetzungen für Gedanken« (Anm. 17), S. 130.

22. S. Krämer: »Erfüllen Medien eine Konstitutionsleistung?« (Anm. 7), S. 86.

23. Vgl. S. Münker: »After the Medial Turn. Sieben Thesen zur Medienphilosophie« (Anm. 1), S. 19.

und so dem Medienbegriff eine philosophische Bedeutung – nämlich die Bedeutung, das basale Problemfeld von Wirklichkeit, Erkenntnis und Erfahrung anzuzeigen – verliehen.«<sup>24</sup> Mit vergleichbar großem Gewinn wird sich aber die philosophische Reflexion auch dem historischen Entstehungsort der Medien zuwenden, zumal sich im Rahmen der Ursprungsszenen der Medienevolution das Selbst- und Weltverhältnis des Menschen am nachhaltigsten verändert haben dürfte. In gewisser Weise ist ja die Entstehung des Menschen selbst mit dem Mediengebrauch verbunden.<sup>25</sup> Von einer Archäologie der Medien wird man daher einigen Aufschluss über den Eigen-Sinn von Medien erwarten dürfen.

Die Frage lautet also: Seit wann gibt es ›Medien‹? Und in welchen Zusammenhängen sind sie erstmals in Erscheinung getreten? In der Suche nach diesen Ursprüngen wird man davon abstrahieren, dass der Mensch selbst schon als ein Medium aufgefasst werden kann, im Blick nämlich auf seine fünf Sinne, seine Fähigkeit zu sprechen, zu singen, zu tanzen etc. Der Anfangspunkt der Medienevolution wäre demnach dort suchen, wo – in welcher einfacher Gestalt auch immer – eine technische Komponente ins Spiel kommt, die Distanz schafft und eine Externalisierung von Informationsspeicherung und -weitergabe ermöglicht. Erst mit Medientechnologien (im weitesten Begriffsverständnis genommen), von der Tontafel bis zum Internet, entsteht ja ein erlebbares ›Dazwischen‹, wo vorher der Zugang zur Welt, mittels der Sinnesorgane, noch als ein un-mittel-barer, nichtmedialer erlebt worden ist.

Den gesuchten Anfangspunkt einer so verstandenen Medienevolution markiert in plausibler Weise der Übergang von der Oralität zur Literalität. Prägnanter als andere Situationen des Medienwechsels liefert dieser Übergang Anschauungsmaterial für die These, dass sich aus dem Gebrauch bestimmter Medien heraus eine spezifische Sicht auf die Realität ausbildet. Zwar wissen wir heute sehr genau, dass die Leistungsfähigkeit oraler Kommunikationsformen nicht unterschätzt werden darf.<sup>26</sup> Dennoch: Die durch Schrift und Schriftmedien eröffneten Möglichkeiten einer Speicherung und Übermittlung von Information waren ohne Zweifel eine der zentralen Voraussetzungen für die Entstehung von Hochkulturen, von komplexen Gesellschaften. Nicht in der Dorfgemeinschaft, in der alle Kommunikationsvorgänge face-to-face, im

24. Reinhard Margreiter: »Medien/Philosophie: ein Kippbild«, in: Münker/Roesler/Sandbothe (Hg.), *Medienphilosophie* (Anm. 1), S. 150-171, hier S. 168.

25. Vgl. Frank Hartmann: »Der rosarote Panther lebt«, in: Münker/Roesler/Sandbothe (Hg.): *Medienphilosophie* (Anm. 1), S. 135-149, hier S. 147: »Für eine Medienphilosophie spielen Medien eine Rolle als Operatoren im Prozess der Menschwerdung.«

26. Vgl. etwa Jack Goody/Ian Watt/Kathleen Gough: *Entstehung und Folgen der Schriftkultur*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1997, passim.



direkten Kontakt erfolgen, nicht in der oralen Stammeskultur wird man den Ursprung der Medien suchen, sondern in den frühen Bildungen von Stadtstaaten und den ersten großen Reichen der Weltgeschichte. Wo Verträge im Wirtschaftsleben geschlossen, wo Gesetze für das gesellschaftliche Zusammenleben kodifiziert, wo religiöse Lehren und kanonisiert werden müssen, wo politisch-dynastische Herrschaft legitimiert und historiographisch beglaubigt werden soll, überall dort ergeben sich Anwendungsbereiche für Schrift und Schriftträger. Von Anfang an spielen Materialaspekte eine nicht unwichtige Rolle, wie einige Beispiele aus den frühesten Hochkulturen illustrieren mögen.

Das Beschreibmaterial der mesopotamischen Kulturen, die Tontafel, war ein sehr einfaches, unter vielen Rücksichten aber enorm praktisches Medium: Der Grundstoff war nahezu unbeschränkt vorhanden (auch für bloße Übungszwecke), frisch Geschriebenes konnte leicht korrigiert werden, das Format konnte wenigstens in Maßen der Informationsmenge angepasst werden (eventuell auch zu Serien erweitert werden), und war besondere Haltbarkeit verlangt, konnte die Tafel anstelle des Trocknens gebrannt werden. Über diese Alltagstauglichkeit hinaus gab es Techniken, dem Beschreibstoff besondere »Dokumentecheit« zu verleihen. So war es üblich, auf Tontafeln geschriebene Briefe mit wichtigem vertraulichem Inhalt mit einer Tonhülle zu versehen, welche die Anschrift trug, vor allem aber die Vertraulichkeit dadurch sicherte, dass nach der Trocknung ein Aufbrechen der Hülle nicht unbemerkt bleiben konnte: Die Hülle konnte auch nicht durch eine neue ersetzt werden, da die nachträglich angebrachte Umhüllung eines bereits getrockneten Briefes deutliche Sprünge aufgewiesen hätte. Ebenso konnte man mit Verträgen verfahren (über Landerwerb, Lieferverträge etc.), bei denen der Wortlaut einmal innerhalb und ein weiteres Mal auf der Hülle angebracht werden konnte. Zusätzlich konnten Echtheits-Siegel angebracht werden. Kam ein Verdacht auf Täuschung auf, konnte die Tafel aufgebrochen und der Inhalt mit der Aufschrift verglichen werden. Dies sind nur Beispiele für den sinnreichen Gebrauch von Schrift und Schriftträgern in diesen Epochen. Bedenkt man gleichzeitig die außerordentliche Leistungsfähigkeit der Keilschrift, die über einen Zeitraum von mehr als zwei Jahrtausenden und in einer Vielzahl von Sprachen und Kulturen (von Sumer und Akkad über Babylon, Hattusa bis Persepolis) offensichtlich beste Dienste geleistet hat, so wird man es nicht als übertrieben ansehen, im Blick auf das Informations- und Kommunikationswesen der frühen Hochkulturen bereits von der Entstehung einer »Medientechnologie« zu sprechen, mit der sich neue Formen gesellschaftlicher Sinnproduktion, letztlich ein neues Verständnis des Menschen von seinem In-der-Welt-Sein ausbilden konnten.

Eine eigentümliche Facette dieser Problematik zeigt sich in der Auszeichnung von Information durch Verwendung besonders haltbarer

oder kostbarer Beschreibmaterialien. So wurden Herrschertaten oder Staatsverträge auf Bronze oder Eisen festgehalten, im Einzelfall jedoch auch z.B. auf Edelmetallen ›verewigt‹. Dies gilt etwa für den ältesten bislang bekannten Friedensvertrag der Menschheitsgeschichte aus dem 13. vorchristlichen Jahrhundert, geschlossen zwischen dem Hethiterkönig Hattusili und dem ägyptischen Herrscher Ramses II., der zwar auch in Fassungen auf Tontafeln und, in Ägypten, auf Stein erhalten ist. Den feierlichen Höhepunkt des Friedensschlusses bildete jedoch die Aufzeichnung des in diplomatischen Verhandlungen vereinbarten Textes auf Metall, wobei man einzig und allein Silber als ein dem Anlass und den beiden Vertragspartnern würdiges Material ansah. Der Vertrag wurde für jede Partei gesondert erstellt: »Nach der öffentlichen Verkündung des Inhaltes wurden die kostbaren Dokumente in den Haupttempeln der beiden Staaten deponiert und außerdem keilschriftliche und hieroglyphische Kopien angefertigt.«<sup>27</sup> Auch aus vielfältigen anderen Zusammenhängen heraus wissen wir, dass von Dokumenten neben Tontafelversionen auch solche aus Metall angefertigt wurden, um ein Fortleben der Information im sozialen Gedächtnis von Gesellschaften zu sichern.

Selbstverständlich stand für die Fixierung wichtiger Texte immer auch der Beschreibstoff Stein zur Verfügung: Inschriften auf Stein waren – zum Teil unter Verwendung besonderer Schriften hieroglyphischen Charakters – überall ein Mittel, den besonderen Rang von Mitteilungen zu dokumentieren. Inschriften sind ortsgebunden, dafür aber verleiht eben dieser Ort (Tempel, Palast, Triumphbogen, Säulen, Obelisk oder andere herausragende Bauwerke) der Mitteilung besonderen Sinn und Bedeutung; er steuert die Rezeption. Intentional handelt es sich hier nicht um Speicherung, sondern um ›Verewigung‹: »um die Stiftung eines virtuell ad infinitum fortwährenden Kommunikationsaktes«.<sup>28</sup>

Dass Gesetze sowohl in religiösem wie auch weltlich-politischem Zusammenhang bedeutungsvoll auf Stein festgehalten wurden, ist nicht allein aus dem Mythos geläufig. Ein markantes Beispiel für die materialbewusste Vorgangsweise von Gesetzgebern stellt die berühmte Stele des babylonischen Königs Hammurabi (1728-1686 v. Chr.) dar, eine 2,25 m hohe Steinsäule aus schwarzem Basalt, die 1902 im Ruinenfeld von

27. Joachim Friedrich Quack: »Da wurden diese zwei großen Länder zu einem Land. Die Beziehungen zwischen Hattusa und Ägypten im Lichte ihrer diplomatischen Korrespondenz«, In: *Die Hethiter und ihr Reich. Das Volk der 1000 Götter*. (Ausstellungskatalog), Stuttgart 2002, S. 288-293, hier S. 291.

28. Aleida und Jan Assmann: »Schrift und Gedächtnis (Nachwort)«, in: Aleida und Jan Assmann/Christof Hardmeier (Hg.), *Schrift und Gedächtnis. Archäologie der literarischen Kommunikation I*, München: Fink 1998, S. 265-284, hier S. 275.

Susa, einige hundert Kilometer entfernt von Babylon, aufgefunden wurde. In 282 Paragraphen, sorgfältig in Keilschrift in Stein eingemeißelt, repräsentiert diese Zusammenführung von Rechten, Vorschriften und Strafbestimmungen ein Gesetzeswerk von welthistorisch einmaliger Bedeutung. Abgesehen von der Würde und Autorität, die diese Schriftsäule kraft ihres Materials und ihrer Gestaltung ausstrahlt und auf ihre Inhalte überträgt, gibt sie auch einen Begriff von der raschen Entwicklung medientechnischen Know-hows: Es gibt Hinweise darauf, dass zahlreiche Kopien nach diesem Original auf Tonzylinder übertragen und im gesamten Königreich verbreitet worden sind. Durch diese Vervielfältigungsweise wäre demnach ein öffentliches Gesetzbuch in absolut identischen Reproduktionen in Umlauf gesetzt worden – ein nicht nur herrschaftstechnisch bemerkenswertes Kalkül. Denn zugleich ergibt sich aus diesem medialen Wechselspiel von unzerstörbarem Original und (inhaltlich) authentischer Kopie der bis heute folgenreiche Versuch, dem, was ›Gesetz‹ ist, den Gedanken seiner Allgemeinverbindlichkeit über Zeiten und Räume hinweg einzuschreiben.

Geht man in dieser Weise auf die Anfänge der menschheitlichen Mediengeschichte zurück, so erweist sich der Vergleich, den Jan Assmann zwischen den Schriftkulturen von Babylonien und Ägypten vorgenommen hat, als überaus erhellend. Dabei steht einer durch ethnische und kulturelle Vielfalt, Mehrsprachigkeit und wechselnde Herrschaftsverhältnisse gekennzeichneten Region eine vergleichsweise monolithische Kultur und Gesellschaft gegenüber. Am Beispiel des Zweistromlandes ist zu beobachten, wie politische Umbrüche zur permanenten Verfestigung und Kodifizierung der Tradition drängten, beginnend von den sumerischen Königslisten des ausgehenden 3. Jahrtausends über die Kanonisierung von Texten in altbabylonischer Zeit bis zu den Bibliotheken der neuassyrischen Herrscher im 8. und 7. Jahrhundert:

»Wir finden im Zweistromland Formen einer Schrift-, Text- und Buchkultur ausgebildet, die sich dann in den griechischen und israelitisch-jüdischen Traditionsformen fortsetzen, so dass die babylonische Kultur in den späteren und auf Dauer erfolgreichen Traditionen in einer sehr viel intensiveren Weise fortzuwirken scheint, als dies bei der ägyptischen Kultur der Fall ist. Im Blick auf diese Traditionen liegt der Gedanke nahe, dass eine Verfestigung kulturellen Sinns notwendigerweise auf dem Wege einer ›logozentrischen Engführung‹ vor sich geht, d.h. in den Formen der Wort-, Text-, Schrift- und Buchkultur.«<sup>29</sup>

In wie unterschiedlichen Formen Medien die Ausbildung eines »kultu-

29. Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München: C.H. Beck 1999, S. 165.

rellen Gedächtnisses« befördern können, ergibt sich bei Assmann im Blick auf den von ihm so bezeichneten »monumentalen Diskurs« der altägyptischen Kultur. Dieser liefere ein eindrucksvolles Gegenbeispiel dafür, dass auch andere als sprachlich-schriftliche Überlieferungen zur Ausbildung eines Traditionszusammenhangs führen können. Unter diesem monumentalen Diskurs, an dem in erster Linie Architektur und Kunst teilhatten (wobei die Hieroglyphenschrift als eine Gattung der Bildkunst gehandhabt wurde), versteht Assmann »das Medium, in dem der Staat zugleich sich selbst und eine ewige Ordnung sichtbar macht«.<sup>30</sup> Es handelt sich dabei um einen Ewigkeitsdiskurs, der auf eine Kommunikation mit der Nachwelt, über die Jahrtausende hinweg, gerichtet ist. Bauwerke wie die Pyramiden, Obeliskten, im Grunde jedes hieroglyphische Denkmal war Element dieses Diskurses; diese Medien stiften eine »prospektive Erinnerung«, die sich auf die jeweilige Gegenwart als einer zukünftigen Vergangenheit bezog. Als ein Phänomen besonderer Art kann der (spät)ägyptische Tempel gelten, der – als ein Buch in Stein oder vielmehr als eine Bibliothek in Stein – nicht nur kultischer Ort, sondern zugleich auch eine Enzyklopädie des zeitgenössischen Wissens war und so ein funktionales Äquivalent zu der in der mesopotamischen Kultur betriebenen Kanonisierung von Texten in Archiven und Sammlungen darstellte. Es ist auch hier wieder ganz eindeutig, welche Rolle die Materialität der Medien in diesem Unsterblichkeitsdiskurs spielt, der im Totenkult, etwa auch im ägyptischen Totenbuch, eine Erweiterung und Fortsetzung gefunden hat. Ebenso eindeutig nachvollziehbar ist, dass mit der medial bewerkstelligten Externalisierung des Gedächtnisses nicht nur die zivilisatorische Entwicklung ihre Dynamik gewann, sondern auch die Voraussetzungen für die Ausbildung eines neuen Zeit- und Geschichtsbewusstseins gelegt worden sind.<sup>31</sup>

#### IV.

Auf die Rolle von Medien in der Geschichte der Zivilisation ist man selbstverständlich nicht erst heute aufmerksam geworden. Harold A. Innis hat in seinem Werk *Empire and Communications* und anderen Arbeiten die dynamische Interaktion von Kommunikationstechnologien mit anderen gesellschaftlichen Faktoren – der Sprache, dem Wissensvorrat, der Religion, der Wirtschaft und dem politischen System – herauszuarbeiten versucht und im Blick auf alte Hochkulturen diese Technologien als Hauptkräfte und Innovatoren politisch-sozialen Wan-

30. Ebd., S. 170.

31. Zum Thema Medien und Zeitbewusstsein vgl. Mike Sandbothe/Walther Ch. Zimmerli (Hg.): *Zeit, Medien, Wahrnehmung*, Darmstadt: WBG 1994.

dels aufgezeigt.<sup>32</sup> Sein besonderes Augenmerk galt der Entstehung von Herrschaftsstrukturen, die er als Funktion effizienter Kommunikationsverhältnisse und als Ergebnis der Bildung von Medienmonopolen interpretierte. Einzig und allein mithilfe von Schriftmedien konnte politische, ökonomische und religiöse Herrschaft über Räume und Zeiten hinweg ausgeübt werden.

Dieses Bestreben nach einer universalhistorischen Deutung der Medienevolution könnte für eine Medienphilosophie als unerheblich angesehen werden, hätte sich damit nicht bei Innis selbst und vor allem dann bei jenen, die an seine Überlegungen anknüpften, das sehr viel weiter gehende Interesse an den Auswirkungen von Sprache und Schrift auf spezifische Denkformen verbunden. Eric A. Havelock betrachtete die sich um die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends ausbreitende Kultur der (alphabetbasierten) Schriftlichkeit als Initialpunkt einer kulturellen Revolution, deren Wirkung um einiges höher zu veranschlagen sei als die spätere Erfindung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern.<sup>33</sup> Es ging ihm um eine Herleitung des okzidentalen Rationalismus, des wissenschaftlichen Denkens, der Logik und der theoretischen Neugierde, des Geschichtsbewusstseins und noch anderer Merkmale der abendländischen Kultur aus dem »Geist der Schrift«, konkret aus der griechischen Alphabetschrift.<sup>34</sup> In ähnlicher Weise beschrieb Walter J. Ong den Übergang von oralen Kommunikationsformen zu skripturalen als einen Prozess des Wandels, der von kreisförmigen und additiven Denkstrukturen, Formelhaftigkeit und Redundanz hin zu analytischem Denken, zu Linearität und Objektivierung, letztlich auch zu formaler Logik und argumentierender Vernunft geführt habe.<sup>35</sup> Ebenso verweist Ong auf den schon seit Platon diskutierten Effekt, wonach Schriftlichkeit von Gedächtnisarbeit befreie und im Gegenzug einem spekulativen Denken größeren Raum gebe. Die für orale Kulturen

32. Vgl. u.a. Harold A. Innis: *Empire and Communications*, Oxford: Clarendon 1950; ders.: »Tendenzen der Kommunikation«, in: Karlheinz Barck (Hg.), *Harold A. Innis – Kreuzwege der Kommunikation. Ausgewählte Texte*, Wien, New York: Springer 1997, S. 95-119. – Innis, der als Begründer der »Toronto School of Communication« gelten kann, hat die Funktion von Medientechnologien vorzugsweise nach Gesichtspunkten der durch sie ermöglichten Kontrolle von Raum und Zeit betrachtet.

33. Vgl. Eric A. Havelock: *Schriftlichkeit. Das griechische Alphabet als kulturelle Revolution*. Mit einer Einleitung von Aleida und Jan Assmann, Weinheim: VCH, Acta Humaniora 1990.

34. Vgl. Aleida und Jan Assmann: »Einleitung: Schrift, Kognition, Evolution. Eric A. Havelock und die Technologie kultureller Kommunikation«, in: E.A. Havelock: *Schriftlichkeit* (Anm. 33), S. 1-35, hier S. 3.

35. Vgl. Walter J. Ong: *Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1987.

charakteristische »strukturelle Amnesie«, das fortlaufende Verschwinden veralteten Wissens im Prozess eines natürlichen Vergessens, sei abgelöst worden von einer durch Schriftmedien ermöglichten externen Speicherung und Akkumulation von Wissen. Eine mindestens partielle Bestätigung haben diese Einsichten durch die ethnologischen Forschungen Jack Goody erfahren, der in traditionellen afrikanischen Stammesgesellschaften das Verhältnis von oralen und literalen Kommunikationsordnungen untersucht hat.<sup>36</sup>

Die meistdiskutierten Beiträge zu diesem Thema hat einmal mehr Marshall McLuhan geliefert, der die prägende Kraft, die von der Materialität der Medien auf das Denken des abendländischen Menschen in den Mittelpunkt seines anthropologisch fokussierten Reflexionszusammenhangs gestellt hat.<sup>37</sup> Was die Auswirkungen des phonetischen Alphabets betrifft, so betont er die damit verbundene Fragmentierung der sensorischen Fähigkeiten zugunsten des Gesichtssinns; die Erfindung des Buchdrucks erscheint ihm verbunden mit einer fortschreitenden Dominanz der linear-kausalen, logischen Denkgewohnheiten des modernen Menschen, und erst nach Ablösung der »Gutenberg-Galaxis« wird für ihn der Weg frei für Kommunikationsformen, die den Menschen wieder in allen seinen sensorischen Kapazitäten beansprucht.

Die von Innis angestoßene und im Rahmen der »Toronto School of Communication« geführte Debatte um den Zusammenhang von Schriftmedium und Denkformen ist keineswegs abgeschlossen: Es ist wohl nicht nur metaphorisch zu verstehen, wenn Derrick de Kerckhove, der gegenwärtig das Werk McLuhans in Toronto weiterführt, das Alphabet die »Software des Abendlandes« nennt und damit die Vorstellung verbindet, dass unser Bewusstsein und Denkvermögen durch Schriftgebrauch – im Besonderen durch die phonographische Alphabetschrift, die einen hohen Grad an Abstraktionsvermögen voraussetzt – gleichsam »programmiert« wird.<sup>38</sup> All diese Ansätze verdienen sicherlich eine kritische Beurteilung; vieles davon wirkt (noch) allzu spekulativ. Andererseits ist reiches Material für eine auch medientheoretisch zu führende Diskussion gegeben, in der die Bedingungen der Möglichkeit menschlicher Sinnproduktion reflektiert werden können.

36. Vgl. Jack Goody: *Die Logik der Schrift und die Organisation von Gesellschaft*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1990.

37. Vgl. Marshall McLuhan: *Die Gutenberg-Galaxis. Das Ende des Buchzeitalters*, Bonn u.a.: Addison-Wesley 1995; ders.: *Die magischen Kanäle. Understanding Media*, Düsseldorf u.a.: Econ 1992 sowie ders./Bruce R. Powers: *The Global Village. Der Weg der Mediengesellschaft in das 21. Jahrhundert*, Paderborn: Junfermann 1995.

38. Vgl. Derrick de Kerckhove: *Schriftgeburten. Vom Alphabet zum Computer*, München: Fink 1995, S. 11.